

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 248. Bromberg, den 13. November 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

Sechzehntes Kapitel.

Die Kette.

Bernier muß sterben.

Das Urteil ist kurzgefaßt.

„Du hast uns verraten ... Beweis dafür, daß der Kerl von der Polizei dich und deinen Buben gekannt hat... Du weißt, was du zu erwarten hast ... Der Genosse von Santander hat es dir sicher gesagt .. Die Todesstrafe für alle Verräter ..."

Mit dumpfem Knurren bestätigen die anderen diese Worte.

„Was kannst du zu deiner Verteidigung sagen?"

Bernier hebt die Hand zum Schwur.

„Ach was", sagt der Greis höhnisch, „laß die Pfote unten. Der Hokuspokus zieht nicht bei uns."

„Ich bin aber unschuldig", ruft der Angeklagte.

„Dann beweis es uns ... Kannst du das?"

„Nein."

„Also gut .. Heda, Schnapsmaul!"

Butard tritt vor.

„Was gibt es, Meister?"

„Du darfst ihn stechen ... wir lassen dir die Ehre."

Die rohen Fäuste, die Bernier bis jetzt an den Schultern festaehalten haben, werfen ihn nun mit einemmal auf den Holztisch. Und schon werden die Füße des Delinquenten mit Taschentüchern an den Tischbeinen festgebunden. Er kann sich nicht rühren. Um ihn herum stehen die Verbrecher.

Der Bankier öffnet Berniers Rock, knöpft die Weste auf, reißt das Hemd auseinander. Er legt sein Ohr an die keuchende Brust und behorcht sie, wie ein gewissenhafter Arzt.

Dann zeigt er mit dem Finger unter die linke Brust des Gefesselten auf das Herz. „Hier", sagt er.

Goume steht auf, stützt sich mit beiden Händen an den Rand des Tisches und beugt sich so über den vor Entsetzen stöhnenden Verurteilten.

„Aber geh," sagt er scherzend, „das dauert ja nicht lang ... sei nicht ungeduldig ... wir machen es ganz ohne Aufhebens ... Sehr appetitlich ... Ohne Revolver ... ist geradezu eine Vergnügungsreise ins Jenseits."

„Platz da," schreit das Schnapsmaul.

Der Kreis öffnet sich. Butard hält die Waffe schon in der Hand. Eine lange Stahlnadel. Vielleicht ist es die Klinge eines besonders scharf geschliffenen Stiletts.

Ein Schreckensschauer überläuft den Patienten. Er versteht: man will ihm das Herz durchstechen.

„Gib den Daumen weg, Bankier", befiehlt der Henker. Und schon berührt die Nadel die Haut des Verurteilten ...

Da stürzt die Kugel herein. „Halt!" schreit sie, „ich weiß etwas. Der Bub von dem Genossen kennt den Mann, den wir dort oben kalt gemacht haben."

Goume macht einen Schritt nach vorne. „Was?"

Auch die anderen Verbrecher wenden sich jetzt alle der Frau zu. Butard hält einen Augenblick in seinem mörderischen Vorhaben inne.

„Nun, was ist?" wiederholt der Greis.

Die Megäre schiebt das Kind vor sich her.

„Jetzt red, du Lausbub, so wie du mir's gesagt hast."

Aber Boubou fürchtet sich gar zu sehr vor den finsteren Gesichtern: „Papa ... Papa."

Bernier sucht vergeblich, sich aufzurichten.

„Boubou ... mein Kleiner!"

Goume tut freundlich. Er streichelt mit seinen knotigen Fingern das Gesicht des Kindes. „Brauchst keine Angst zu haben ... erzähl es uns nur so wie der Kugel."

„Ich will zu Papa", sagt Boubou.

Da stellen sich alle Glieder der Kette vor den kleinen Tisch, um den Patienten zu verbergen.

„So red doch schon ... Du kennst ihn also, den da oben?"

„Ja."

„Und dein Vater? ... Kennt der ihn auch?"

„Nein."

„Na ... dann erzähl!"

Boubou berichtet nun heulend sein Abenteuer von heute morgen: die Geschichte von dem Schmetterling, dem zertretenen Salat und dem Zollbeamten. Und nicht wahr, der Mann dort, das ist doch der schwarze Mann? Die Erzählung verwirrt sich manchmal, die überhitzte Phantasie des Knaben bringt vieles entstellt. Goume hat seine scharfen Augen geschlossen, eine lange Falte zieht sich über seine Stirn. Er denkt nach.

Dieses Kind lügt nicht.

Goume ist ein guter Psychologe. Er rekonstruiert in Gedanken den Gang der Ereignisse. Boubou dürfte den Zollbeamten getroffen haben, als Bernier unter der Eisenbahnbrücke von Versailles Herrn Ferdinands Weisungen entgegennahm. Der Beamte hatte, wie alle Welt, die Geschichte vor dem Sträfling, der am Tag seiner Hochzeit vor der Polizei fliehen mußte, voll Spannung in den Zeitungen verfolgt. Die Antworten des Knaben hatten das ihrige dazugetan und er war sich bald darüber im klaren gewesen, daß er den Sohn des Flüchtlings, auf dessen Kopf ein Preis ausgesetzt war, vor sich hatte. Und die Prämie, die fabelhafte Prämie hatten den Finanzer dann bewogen, sich als Detektiv aufzuspielen.

„Jetzt paß mal auf! ... Bist du ganz sicher, daß er dich nach deinem Namen gefragt hat?"

„O ja!"

„Und hat er nicht gewußt, daß du ein Bub bist?"

„Nein .. ich hab es ihm doch erst sagen müssen."

„Warum denn?"

„Weil er mich freches Ding genannt hat."

„Und er hat dich auch gefragt, wo dein Vater ist?"

„Ja."

„Und was hast du geantwortet?"

„Daß er unter der Eisenbahnbrücke sitzt."

„Und er hat gewußt, wie dein Vater heißt?"

„Das weiß ich nicht mehr ..."

„Und was hat er dir noch gesagt?"

„Er hat gesagt, ich soll es meinem Papa nicht erzählen."

„Also gut ...", sagt Goume.

„Nun Meister", fragt Butard mit seiner rohen Stimme, „was ist? Soll ich den Genossen befördern?"

„Nein", sagt der Alte mit seiner ganzen Autorität, „bindet ihn los ... er ist unschuldig .. er gehört zum Bund und wir müssen gerecht gegen ihn sein ... Wir haben ihn wegen nichts verrurteilt ... das ganze Unheil hat sein Bub angerichtet."

„So ist es immer mit den Fratzen", ruft das Schnapsmaul.

„Du, Kugel", befiehlt der Alte, „nimmst jetzt den Lausbuben mit dir und gibst ihm eine ordentliche Tracht Prügel, damit er lernt, das Maul zu halten."

Die Megäre läßt sich das nicht zweimal sagen. Sie preßt das jammernde Opfer an ihren schwabbelnden Bauch, um es fortzutragen.

„Na, mein Zuckerchen, du kannst dich freuen .. kriegst ein paar Feste, mein Vögelchen ... Hab dich wohl schon zu sehr verzogen ... Aber wart, du Dreckfink, ich krieg dich schon klein ... Ich werde ..."

Bernier, der nun frei ist, will sich auf sie stürzen. Man hält ihn zurück.

„Laß sie nur", sagt der Bankier lachend .. „die Rangen muß man doch erziehen ... Der Laffe hätte uns ja fast in die Tunke gebracht ... Das muß bestraft werden."

Goume kehrt zum zweitenmal zu seinem Lehnstuhl zurück. Wieder legt er seine abgezehrte Hand auf die Lehne. Und wieder blitzt der große blaue Diamant. Bernier fühlt das grelle Licht auf seinem Gesicht, will sich in den Schatten zurückziehen. Doch der Meister befiehlt ihm strenge, sich nicht zu rühren.

Was für eine merkwürdige magnetische Kraft von diesem zitternden, weißhaarigen Alten ausgeht.

„Mein Bub", stammelt Bernier.

„Rühr dich nicht", wiederholt der Greis.

Das grelle Licht des Diamanten schneidet in die Augen. Bernier muß die Lider schließen. Und Goume spricht. Er spricht wieder mit seiner alten, gebrochenen Stimme, spuckt die Worte aus.

„Hast Glück gehabt, Genosse ... ohne die Kugel wär es aus mit dir ... nicht wahr, eine Minute später ..."

„Man soll nur meinem Kind nichts tun", jammert der Verfolgte.

„Jetzt paß mal auf ... jetzt spreche ich .. Und ich sage dir, du hast Glück gehabt ... Das Schnapsmaul hätte schon in dich hineingestochen ... aber ich, ich verstehe mich auf Menschen, und ich weiß, daß du uns nicht verraten hast ... Es hat verflucht danach ausgesehen .. Nicht wahr, ihr anderen? ... Um sich die Freiheit zu erkaufen ..."

„Tut meinem Kleinen nichts", stöhnt Bernier, „ich flehe euch an."

„Noch immer dasselbe ... Jetzt halt schon das Maul .. Ich weiß also, daß du den Bund nicht verraten hast ... Und der Bund ist verpflichtet, dir beizustehen ... Aber mir fällt etwas ein ... Hört mal zu, ihr Anderen!"

Achtungsvoll wenden sich alle dem Greise zu.

„Also, hört zu ... in vier Tagen hat dieser Mann seine Freiheit wieder ... das verdankt er uns ... er kann auf der Straße gehen, ohne zu fürchten, verhaftet zu werden ... ist ein Mensch wie alle andern! ... Wir aber können uns immer weiter verkriechen und verstecken ... Er wird sich großtun ... wird sagen: „ich kenne die Glieder der Kette nicht mehr ..." Aber er gehört trotzdem zu uns ... er hat das Zeichen ... er muß ein echter Genosse bleiben."

„Kann mir schon vorstellen," brummt Butard, „wie er uns verleugnet ... wird ein feiner Herr ... ein großer Herr ... macht am Ende noch Politik."

Brüllendes Gelächter.

„Ja, weißt du, Schnapsmaul, das denk ich auch", sagt Goume. „Und jetzt hört, was ich beschlossen habe."

Bernier öffnet die Augen. Die blitzende Hand hat sich fröstelnd unter die Decken zurückgezogen. Aber noch immer funkeln die kleinen Greisenaugen.

„Ich habe also folgendes beschlossen: Er muß, noch ehe die vier Tage um sind, für den Bund gearbeitet haben ... Die Sache des Bankiers kommt zu spät ... er muß sich noch vor den vier Tagen gegen das Gesetz vergangen haben."

Bernier fährt zurück.

„Nein", ruft er voll Abscheu.

Goume scheint ihn nicht zu hören.

„Der Bund ist mächtig ... er wird dich schützen ... aber du siehst wohl ein, daß wir dich als Genossen behalten wollen ... Deshalb mußt du noch einmal verurteilt werden ... noch ehe die vier Tage um sind, wirst du 'ne tüchtige Arbeit geleistet haben ... wir werden dir schon etwas aussuchen ... Jetzt aber bringt dich Schnapsmaul in ein Zimmer, wo du dich einstweilen ausschlafen kannst ... Deinen Balg bekommst du schon noch zu sehen ... morgen vielleicht, heute ist es zu spät ... Bis dorthin haben die Genossen schon was ausgetüftelt ... Du wirst es dann genau erfahren."

„Ich will aber nicht ... nein, nein ... ich will nicht", schreit Bernier.

„Was soll das heißen?" gröhlt der Chor der Verbrecher.

„Ich will nicht ... ich will bleiben, was ich geworden bin ... ein anständiger Mensch."

Da lächelt der furchtbare, schon halb verweste Greis ein höhnisches, ein niederträchtiges Lächeln. Er wird nicht zornig, o nein, er lächelt nur.

„Nun, was sagt ihr! ... Hab ich nicht eine Nase?"

Bernier fällt schwer auf seine armen, gemarterten Knie: „Laßt mich gehen!" ruft er flehend, „ich schwöre, daß ich nichts verraten werde ... Niemals werde ich den Bund auch nur erwähnen ... Wenn sie mich erwischen, so ist es mein eigener Schade ... Aber laßt mich gehen ... ich will nicht rauben, ich will nicht morden ... Laßt mich fort mit meinem Kleinen."

Goume macht ein Zeichen. Butard tritt vor.

„Was ist, Meister?"

„Du führst ihn dorthin, wo ich befohlen habe ... aber er bleibt allein, verstehst du, ganz allein ... Den Buben soll die Kugel behalten."

„'ne feine Nurse!" lacht das Schnapsmaul.

Bernier fährt stöhnend auf. „Nein, ihr dürft Bonbon nicht von mir nehmen."

Der Alte macht eine gebieterische Handbewegung.

„Du wirst für den Bund arbeiten ... Willst du nicht, stimmt unsere Rechnung auch und wir stellen dich der Putz zurück ... Was aber dein Kind betrifft ... so paß auf, Genosse, was ich dir jetzt sagen werde ... dein Kind ... wenn du kein Glied der Kette bleibst, so wirst du es im Leben nie mehr sehen."

Siebzehntes Kapitel.

Verbrechen aus Liebhaberei.

Das Schnapsmaul hatte Bernier in einem triefend nassen, dunklen, fensterlosen Kellerloch untergebracht.

Die Luft drang durch eine kleine runde Öffnung an der Decke ein. Dort mündete auch ein Sprachrohr, das einen dünnen Faden kalte Luft hereinließ.

Eine eiserne Schiebetür wurde krachend hinter dem Gefangenen zugeschoben und verriegelt.

Der Gefangene hatte nur eine Kerze, um sich Licht zu machen, nur eine elende Bettstatt, um zu schlafen. Er warf sich auf sein kümmerliches Lager, vergrub sein Gesicht in einem Arm und weinte lange, lange ...

Er ging in Gedanken sein ganzes elendes Leben durch, erlebte alles wieder von dem Abend an, an dem seine Hand — unter irgendeinem dämonischen Einfluß — den Steuereinnehmer von Ploubalec erstochen hatte. Ach welch ein langes Martyrium war nun gefolgt ... ununterbrochene Gewissensqualen ... Nach seiner Verurteilung hatten sich alle, die er liebte, Freunde und Verwandte voll Abscheu von ihm zurückgezogen. Selbst seine Mutter hatte ihn verleugnet. Seine Mutter! Es war zum Verzweifeln. Sie, die ihn als Kind vergöttert, die ihn immer „kleine Schmeichelkatze" genannt hatte, wenn er auf ihren Schoß kletterte und nach ihren zärtlichen Küssen verlangte.

Seit er im Bagno gewesen war, hatte er nie mehr von ihr reden gehört. Nie mehr! Und doch war es nach seiner geheimen Rückkehr in die Heimat sein Erstes gewesen, sie, aller Vorsicht zum Trotz, aufzusuchen. Er wollte ihre Verzeihung erflehen, ihr erklären, wie unbegreiflich ihm das Verbrechen war, das er in völliger Bewußtlosigkeit begangen hatte. Eine Mutter verzeiht ja immer.

Er hatte sich bis zur Unkenntlichkeit verkleidet und nach Ploubalec aufgemacht. Endlich kam er nach einer langen Reise in den ersten Morgenstunden dort an. Er versteckte sich neben der elterlichen Hütte. Die Gittertür war noch zu, der einzige Fensterladen mit seiner rautenförmigen Öffnung geschlossen. Im Dorf stiegen nach und nach die Rauchsäulen aus den einzelnen Häusern auf. Der Himmel färbte sich in erster Dämmerung rosa und blau. Hähne krähten, Türen öffneten sich. Holzschuhe klapperten über die harte Erde.

Endlich wurde der Fensterladen des teuren Vaterhauses aufgestoßen. Aber in seinem Rahmen tauchte das liebe, das erhoffte und ersehnte Gesicht nicht auf. Nur ein alter Mann betrachtete den Himmel, nachdenklich, ob auch das Wetter für die nächste Aussaat günstig bleibe.

Seine Mutter wohnte also nicht mehr dort. Eine dumpfe Angst preßte ihm das Herz zusammen. Er lief durch die Felder, ging um das Dorf herum und betrat dann hinter der kleinen Kirche mit dem eigentümlichen bretonischen Kirchturm den Friedhof. Er lief von einem Grab zum andern, stürzte sich auf jede Inschrift. Dann atmete er erleichtert auf. Eine große Hoffnung erfüllte sein Herz. Seine Mutter lag nicht unter den Toten.

Da raffte er sich zusammen. Eben trat ein Priester aus dem Presbyterium, ging auf die Kirche zu. Er kannte ihn nicht, sicher stammte er nicht aus der Gegend.

„Entschuldigen Sie, Herr Abbé", redete er ihn an, „wohnt die Witwe Bernier noch immer in Ploubalec?"

Der Priester verstand ihn nicht recht. „Wie bitte? ... Wen meinen Sie?"

„Frau Bernier ... die Witwe Bernier ..."

Der Priester runzelte die Stirn. Der Name schien ihm erst gänzlich unbekannt.

„Eine Witwe Bernier ...", murmelte er. „Eine Witwe Bernier ..."

Plötzlich aber erhellte sich sein Gesicht. Er erinnert sich. Gleichzeitig wurde er aber auch sehr ernst.

„Ach ja", sagte er, „die Witwe Bernier . . . die Mutter des unglückseligen Verbr . . ."

Doch der Sträfling ließ ihn nicht ausreden. „Ja, Herr Abbé", fiel er ihm ins Wort, „ja, ja . . . seine Mutter!"

„Nun die arme Frau hat kurz nach der Deportation ihres Sohnes das Land verlassen . . . Mein weiß nicht, was seither aus ihr geworden ist."

„Man weiß es nicht?"

„Nein, man weiß nichts von ihr."

„Dann vielen Dank, Herr Abbé."

Bernier ging sehr rasch weiter. Als er allein war, setzte er sich an den Grabenrand eines Hohlwegs und weinte . . . Er weinte und schluchzte lange Zeit, schmerzdurchschüttelt wie ein verirrtes Kind.

Was war aus seiner armen Mutter geworden? Sicher hatte sie Ploubalec verlassen, um der Schande zu entgehen, um nicht mit Fingern auf sich zeigen zu lassen. Wo war sie nur hingegangen? Er sollte sie also nie mehr wiedersehen. Lebte sie noch? Sie war wohl alt geworden, sehr alt . . . Nein, sie war sicher schon tot. Fern von ihm war sie, weiß Gott wo, mutterseelenallein und mit einem Fluch auf den Lippen gestorben.

(Fortsetzung folgt.)

Mozart: „Die Entführung aus dem Serail".

Zum Gastspiel der Berliner Kammeroper.

Verfolgt man den Weg der Opernentwicklung, so begegnet einem als überragende Gestalt Mozart. Seine Persönlichkeit ist kraftvoller, als die in zwei Jahrhunderten gefestigte Form der verschiedenen Operngattungen. Jeder Stil erhält durch ihn mindestens seine Krönung, wenn nicht seinen Abschluß. Jedes Gebiet der Oper, das italienische Musikdrama, wie es von der Camerata über Monteverdi, Cesti und Scarlatti zur opera seria führte, die zur Zeit Mozarts vollkommen verwahrlost vorzufinden ist und der er sich ganz besonders annahm und in ihr und für sie seinen stilistisch völlig reinen „Idomeneo" schrieb; die opera buffa (Cosi fan tutte) und die opera comique (Figaro) hat Mozart gebannt und war hier nicht nur Opernkomponist schlechthin, sondern Meister in allen Stilgattungen. Das Bedeutendste aber unter seinen zwanzig selbständigen Bühnenwerken leistete der Meister auf dem Gebiete des deutschen Singspieles, denn gerade dieses lag vor Mozarts Zeit, oder sagen wir gewissenhafter vor J. A. Hiller, ganz brach da. Die Größe und Bedeutung der deutschen Musik lag auf dem Gebiete der instrumentalen Musik und da haben die Deutschen, mittelbar sozusagen, einen großen Einfluß auf die Opernentwicklung gehabt, schon vor Bach oder mindestens von Bach ab. Mozart aber hat mit Riesenschritten das Versäumte vergangener Jahrhunderte im deutschen Musikgeschehen nachgeholt und heute steht die deutsche Oper — via Gluck, Mozart, Wagner — an erster Stelle da, und dies ist nicht zuletzt ein Hauptverdienst Mozarts, der es einst, wie kein anderer verstanden hatte, das überbrachte Wertvolle herauszuholen, zu formen und zu veredeln. Zwar mußte er den damaligen Verhältnissen entsprechend sich anfänglich der italienischen Oper zuwenden. Aber in seinem Innern verspürte er schon von Jugend auf den Drang zur Schaffung einer deutschen Oper. Mit 12 Jahren komponierte er sein Jugendwerk „Bastien und Bastienne" und traf mit überragender Genialität den deutschen Ton und schritt nach immer größerem Erstarken seines tief deutschen Wesens endlich zur grundlegenden Tat.

Um Irrtümer zu vermeiden, möge darauf hingewiesen werden, daß wir von einer deutschen Oper in dem Sinne wie bei der französischen und italienischen bei Mozart nicht sprechen können. Er faßt in seinem Schaffen die gesamte Opernentwicklung bis zu seiner Zeit zusammen, durchtränkt sie mit seinem Geiste und drückt der ganzen späteren Operngeschichte seinen Stempel auf; die Franzosen wurden seine gelehrigen Schüler in harmonischer orchester-technischer Beziehung. Überhaupt diente Mozarts Orchesterbehandlung auf allen Gebieten zum Vorbild und darin liegt der Keim zur großen deutschen Oper, denn über Mozart drang also ein durchaus wertvolles deutsches Element, der instrumentale Fortschritt, in die Opernentwicklung ein. So war es letzten Endes wieder Mozart, der den nachfolgenden deutschen Komponisten Einlaß verschaffte in das Wunderreich der Oper. Aus dem Gesagten geht hervor, daß zu seiner Zeit von einer deutschen Oper im Sinne der späteren großen deutschen Oper nicht gesprochen werden kann. Aber Mozarts Verdienst ist es, den Grund zur deutschen Oper gelegt zu haben, der aus seinem nationalen Empfinden und unablässigen Wollen, eine deutsche Oper zu schaffen, entsprungen ist, wie es aus seinen Briefen, in welchen er diese seine Lieblingsidee chronologisch immer deutlicher und zahlreicher zum Ausdruck bringt, hervorgeht.

Der Mozartsche Opernstil muß naturgemäß, obwohl frei von aller Schablone, noch übernommene Merkmale französischen und italienischen Stils an sich zeigen. Das deutsche Element finden wir jedoch überall vorherrschend und seine fünf deutschen Bühnenwerke, von denen die „Entführung aus dem Serail", der „Schauspieldirektor" und „Die Zauberflöte" grundlegend alle deutschen Opern bis zur Gegenwart nachhaltig beeinflußt wurden, lassen uns mit vollem Rechte Mozart als den Begründer der deutschen Oper nennen. Selbst Mozarts Arbeit für die italienische Oper kommt der deutschen zugute, knüpft doch Wagner direkt an den „Don Juan" an. Mozart trägt in die Opera buffa den Ton des Romantischen hinein, verschärft die Gegensätze, stellt die Tiefe des Ernstes neben das anmutig Heitere, und überragt so nicht nur die Zeitgenossen, sondern wird bahnbrechend. Hier löst er deutsches Sein aus welschem Banne und da können wir das nationale Moment in doppeltem Sinne erschauen: Mozart war Herr über italienischen und deutschen Stil, und dies mußte er sein, um beide Gattungen immer voneinander zu trennen. Und gerade in dieser Hinsicht gewinnt die „Entführung" ganz besondere Bedeutung. Mozart hat in mehreren Briefen an den Vater geradezu eine Theorie aufgestellt, wie er sich die Lösung des Opernproblems denkt. Ferner geht aus seinen Briefen hervor, wie schwer es ihm gemacht würde, sich durchzusetzen, wie seine Zeit an dem Alten hing und wie wenig deutsch der Deutsche gesinnt und gedacht hat. Selbst Kaiser Josef II., der 1777 in Wien ein deutsches Nationalsingspiel ins Leben gerufen hatte und für welches eben Mozart begeistert sein Werk „Die Entführung aus dem Serail" schrieb, urteilte: „Zu schön für unsere Ohren und gewaltig viel Noten." Gluck allerdings urteilte anders: Er war des Lobes voll und bezeichnete schon damals das Werk als die Arbeit eines Genies.

Das Textbuch lieferte Bretzner; aber Mozart, der sich schon bei der Komposition des „Idomeneo" stark um die Gestaltung des Textbuches gekümmert hatte, wurde hier geradezu zum dichterischen Mitarbeiter. Ursprünglich hieß der Titel „Belmont und Constanze". Die Uraufführung des Mozartschen Werkes fand am 12. Juli 1782 in Wien statt.

Die Handlung der Oper verwendet einen der zu damaliger Zeit so beliebten orientalischen, türkischen Vorwürfe. Sein Stoff ist mehr novellistisch als dramatisch; trotzdem sind es nichts weniger als erschütternde Ereignisse, die uns in dieser Oper vorgeführt werden. Christliches Rittertum ist mit dem türkischen Halbmond in Berührung gebracht und dies ist ein dankbares Feld zur Opernbetätigung, denn der Orient, der ihr sein Fabelgewand verleiht, kann ganz besonders zu Ernst und Scherz günstig ausgenutzt werden.

Constanze, die Braut des spanischen Ritters Belmonte, ist mit ihrer Zofe Blondchen von Seeräubern gefangen und in die Sklaverei verkauft worden. Sein ebenfalls geraubter und verkaufter Diener Pedrillo setzt seinen Gebieter durch Briefe in Kenntnis von dem Lose aller. Er teilt mit, daß Constanze dem Bassa Selim zugeteilt ist und Blondchen dem alten Aufseher Osmin gehört. Belmonte eilt zur Rettung. Durch einen Trick gelangt er in den Palast des Bassa Selim. Pedrillo hat sich als geschickter Gärtner bereits eine vertrauenswürdige Stellung bei Selim erworben; nur Osmin bleibt den Fremden gegenüber mißtrauisch und folgt nur ungern Selims Befehl, den Fremden einzulassen. Dieser verabredet nun sogleich mit Pedrillo eine Entführung der beiden Frauen, besonders da Constanze durch den Bassa und Blondchen durch Osmin von Liebeswerbungen stark bedrängt werden. Zunächst gelingt es Pedrillo, der auch seinerseits an Blondchen Feuer gefangen Osmin durch einen Weinrausch für einige Stunden unschädlich zu machen und damit eine erste Zusammenkunft der beiden Paare zu ermöglichen. Um Mitternacht verlassen beide Frauen auf Leitern ihr Gemach, um durch den Garten ans Meer zu eilen, wo ein Schiff bereit liegt, sie in die Heimat zurückzuführen. Aber Osmin überrascht die Flüchtenden und stellt alle vier dem Bassa zu Gericht. Dieser kündigt ihnen erbarmungslos erst die grausamsten Martern an und dann den Tod. Doch da Selim einst nach der Türkei ausgewandert und Mohammedaner geworden war und in Belmonte den Sohn seines ehemaligen erbittertsten Feindes erkennt — so wird sein Edelmut motiviert —, begnadigt er alle und schenkt ihnen großmütig die Freiheit. Bassa Selim hat auch Constanze nie gezwungen, seine Geliebte zu werden, sondern immer nur diese gebeten. So rächt er sich

nun, indem er vergibt und den Glücklichen eine frohe Heimkehr bereitet. Nur der ohnmächtig erboste Osmin tobt vor Wut; er hätte lieber alle leiden und sterben sehen.

Mozarts Musik dieser Oper zeigt in ihrer Frische trotz einiger Merkmale eines Jugendwerkes und Genie, sagt doch Karl Maria von Weber von dieser Musik: „Ich glaube in ihr das zu erblicken, was jedem Menschen seine frohen Jugendjahre gewesen sind, deren Blütezeit er nie wieder so erringen kann . . .“ In der Tat hat Mozart nie wieder etwas Schöneres geschrieben. Es ist alles voll Klang, alles voll Freude und Humor, was nicht zu verwundern ist, weil ja Mozart durch den Erfolg gerade dieser Oper in die Lage gesetzt wurde seine geliebte Constanze schon wenige Tage nach der Aufführung als Frau heimzuführen. Die Oper ist noch heute ein Glanz- und Paradestück aller großen Bühnen und stellt an die Kunst der Sänger und des Orchesters nicht unbeträchtliche Anforderungen.

Die Berliner Kammeroper wird mit eigenem Orchester, eigenen Dekorationen und Kostümen dem Publikum von Graudenz, Thorn, Bromberg Gelegenheit geben, das Meisterwerk Mozarts in der Original-Partitur zu hören und zu sehen. Freiherr von Gudenberg, der Gesamtleiter der Berliner Kammeroper, sowie Generalmusikdirektor Knapstein und Intendant Grunwald, der Oberspielleiter, haben in monatelanger Arbeit das Werk gründlich vorbereitet, das nun als eine Spitzenleistung der Kammerkunst nach seinen ersten Berliner Erfolgen etwa in 200 Städten als Gastspiel aufgeführt werden wird.

Mehr Mozart! ist ein Ruf, der heute mehr denn je seine Berechtigung hat. Und gerade die deutsche Musikwelt muß Mozart besonders dankbar sein, weil er ihr Möglichkeiten aufschloß, die sie erst befähigten, zu zeigen, daß auch sie Großes leisten konnte auf musikdramatischem Gebiet.

Hetschko.

Das Wunder der Taiga.

Die Erforschung eines Riesenmeteors in Sibirien.

Von M. Sidorow.

Mitten in der unendlichen Taiga, der Waldwüste Sibiriens, lebt ganz allein ein Gelehrter, der russische Geologe L. Kulik, um dort in voller Einsamkeit einen riesigen Meteorstein, der bereits vor 20 Jahren vom Himmel gefallen ist, wissenschaftlich zu erforschen. Vor einiger Zeit hatte die Sowjetregierung eine Expedition in das Herz Sibiriens entsandt, um die Möglichkeit der industriellen Auswertung des Meteorsteins zu prüfen. Die Gefährten Kuliks hielten die furchtbaren Entbehrungen und Krankheiten, denen sie ausgesetzt waren, nicht aus. Professor Kulik, der Leiter der Expedition, wollte aber seine wichtige Arbeit nicht aufgeben und blieb ganz allein im Urwalde. Jetzt ist, einer Meldung in Moskau zufolge, dem heldenhaften Gelehrten eine Hilfsexpedition nachgesandt worden. Der Heldenmut Kuliks wird nicht herabgemindert, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich um eine Aufgabe handelt, die nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine praktische Bedeutung hat. Man braucht sich nur die Geschichte des berühmten Arizona-Meteorsteins ins Gedächtnis zurückzurufen.

Bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts fiel den Gelehrten eine sonderbare Vertiefung in der Ebene des Staates Arizona auf — sie hatte eine Tiefe von 150 Meter und einen Durchmesser von 1300 Meter, und war von einem kraterähnlichen, 40 Meter hohen Wall umringt. Die Hypothese eines vulkanischen Entstehens des Arizona-Kraters, wie die Vertiefung zuerst genannt wurde, mußte man bald fallen lassen. Ein amerikanischer Geologe prach die Vermutung aus, daß der Krater nichts anderes als die Spur eines kosmischen Körpers sei, der mit ungeheurer Wucht die Erdoberfläche getoffen hatte und in den Boden eingedrungen war. Die sofort unternommenen Bohrarbeiten kamen jedoch zu keinem Resultat. Unter dem Boden des Kraters auf einer Tiefe von 70 Metern fand man nichts anderes als eine vollkommen unversehrte Sandschicht. Die Arbeiten wurden eingestellt, und erst im Jahre 1919 sprach die geologische Kommission der Vereinigten Staaten die Vermutung aus, daß der Meteorstein unter einem schiefen Winkel zur Erdoberfläche geflogen ist. In diesem Falle müßte man den Meteorstein nicht unter dem Krater, sondern an seiner Grenze und sogar außerhalb des Kraters suchen. Eine Untersuchung ergab, daß die Richtung des Falls von Norden in südlicher Kurve verlief. Im Sommer 1920 wurden an der südlichen Grenze des Kraters Bohrarbeiten unternommen, am 15. Mai wurde in einer Tiefe von 360 Metern reines Nickeleisen gefunden. Der Meteorstein war entdeckt! Der Zeitpunkt seines Falls auf die Erde konnte auf drei verschiedene Arten festgestellt werden. Als Minimalgrenze konnte das Alter des Zedernbaums, der auf dem Walle wuchs, gelten — 700 Jahre. Die Maximalgrenze ergab die Analyse der Sandarten des Kraters — höchstens 5000 Jahre. Einen Fingerzeig sah man noch in der altindianischen Sage, die von der Erscheinung eines feurigen Gottes vom Himmel in der Form einer flammenden Wolke erzählte. Diese Sage war ungefähr 1000 Jahre alt. Weitere Sondierungsarbeiten ergaben die Konturen eines riesigen Meteorsteins, dessen Eisengehalt 10 Millionen Tonnen betrug. Die Geschwindigkeit des Meteorsteins bei seinem Fall wird mit 15 Kilometer pro Sekunde geschätzt. Sofort nach der Lüftung des „Geheimnisses von Arizona“ wurde im Jahre 1921 in San-Franzisko ein Trust organisiert, der den Zweck hatte, die vom Himmel gefallenen Reichtümer industriell zu verwerten. Die Analyse der ersten Proben stellte fest, daß der Meteorstein 70 Prozent Eisen, 10 Prozent Nickel und 20 Prozent wertvoller technischer Metalle — Kobalt, Platin, Vanadium — enthielt. Die Himmelsgabe brachte also der amerikanischen Industrie ungeheure Reichtümer. Die metallurgische Kommission der sowjetrussischen Akademie der Wissenschaften kam daher auf den Gedanken, den sibirischen Meteorstein, der seit 20 Jahren unbeachtet im Urwald liegt, gleichfalls für industrielle Zwecke zu verwerten. Nach den Ausrechnungen der russischen Geologen kann der Ertrag des Arizona-Meteorsteins die Kosten mindestens um das Vierfache übertreffen. Man schätzt den Mineralgehalt des sibirischen Meteorsteins auf 150 Millionen Pud (1 Pud = 16 Kilogramm) Eisen, eine Million Pud anderer, überaus kostbarer Metalle, wie Platin, Kobalt, Vanadium.

Ein nicht minder bedeutendes Interesse stellt der sibirische Meteorstein vom wissenschaftlichen Standpunkt dar. Er gibt die Möglichkeit, Bestandteile von Himmelskörpern sozusagen mit den Händen anzufassen und zu untersuchen. Wie der russische Astronom W. Malseff glaubt, ist der sibirische Himmelskörper ein Splitter des Kometen von Pons Wyinecke, der zum letzten Male im vorigen Jahre am nordischen Himmel erschien. Nicht nur die chemische Zusammensetzung, sondern auch das Alter des Meteorsteins, der aus unendlichen Höhen des Weltalls, die dem Fernrohre verschlossen sind, zu uns gekommen ist, kann jetzt im physikalisch-chemischen Laboratorium untersucht werden. Man muß bedenken, daß die weitesten Punkte der Orbiten unperiodischer Kometen von der Sonne auf Hunderttausende von Lichtjahren entfernt sind. Die Lehre von der Radioaktivität gibt die genauesten „Stunden“ für eine Analyse des Alters der Himmelskörper an. Die Ausstrahlungen und Verwandlungen der primären radioaktiven Elemente — Uran und Thorium — sind, wie bekannt, von der Bildung des Heliumgases begleitet. Die genaue Ausmessung des Heliumgehalts in Meteorsteinen gibt die Möglichkeit, die Minimalgrenze des Alters ihres Stoffes auszurechnen. Die Analyse des Arizona-Meteorsteins ergab die ungeheure Zahl von 10 Milliarden Jahren. Der Meteorstein ist also älter als die Erde und das ganze Sonnensystem. Ehe noch die Sonne und die Planeten aus dem Nebel sich gebildet hatten, hinterließ der Komet, zu dem der Meteorstein von Arizona gehörte, seine Spur im Weltall. Es ist schwer vorauszusehen, wie weit die Forschungsarbeit auf diesem Gebiete uns führen wird, und welche Geheimnisse des Weltalls dem Forscherblick des Menschen sich noch erschließen werden.

Lustige Rundschau



* Kinder. Klein Lieschen hat Geburtstag. Großpapa kommt gratulieren mit einem großen Paket: „Mein liebes, kleines Lieschen, ich gratuliere schön zum Geburtstage, und hoffe, daß du ein hübsches, großes Mädchen wirst, und immer schön artig bist.“ — „Danke schön, lieber Opa,“ sagt das kleine Lieschen, „aber hast du denn kein Gedicht gelernt, Opa?“

*

* Wissen. „Was wissen Sie denn davon, ob die Leinwand etwas taugt oder nicht? Sie haben doch nie versucht, darauf zu malen!?“ — Bäuerlein: „Na, ich weiß doch auch, wenn ein Ei schlecht ist, und dabei habe ich noch nie eins gelegt!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.